



Brandenburg

Dichterlob eines deutschen Landes von Karl Dömmel

(Abdruck verboten.)

In unseren Tagen hat ein bis dahin kleines, unheimliches Land den Stil eines ganzen Volkes auf die Mark Brandenburg hingelenkt, das nun in fast allen deutschen Gauen oftmals gefangen wird, es ist das von Gustav Büschentz als ursprüngliches Wandervogelstil gedichtete und komponierte „Märkische Heide“ märkische „Sand“, die Märterlos Freude und die Spätromantik sind. Dieses zum heimischen Volksland gehörende, liebliche preis meister von der Mark; die uralten Eichen, die dünnen Buchenhaine, die grünen Wälder am Wiegenrain, die blauen Seen, die Biesen und Moore, die lieblichen Täler, das schwankende Rohr und die knurrigen Kiefern, preist alles das sehr eindringlich, was die wirtliche typische Eigenart des märkischen Landes ausmacht. Wir wollen auch nicht das in sehr viele Viederbücher aufgenommen, wie von der Mark Brandenburg vorgelesen, das Franz Kellies gedichtet und W. Brügelmüller in Musil gesetzt ist, das in seiner ersten Strophe sagt: „Herr der deutschen Lande, Brandenburger Mark, Zwischen Sumpf und Sande arm, doch treu und stark! Groß durch deine Siege, teures Heimatland, Deutsches Reiches Wiege: Vorwörts unverwandt!“

Es ist überhaupt noch nicht lange her, daß Dichter und Maler die schönen Schuhläden und Wandschänke entdeckt haben. Wir wollen vorweg mit dem märkischen Dichter einen lyrischen Streifzug durch Brandenburg unternehmen, wollen davon hören, was sie zum Preise der Mark in den verschiedenen Zeitläufen zu sagen gewollt haben. Zum Preise der Mark“ nennt sich ein Gedicht Ulrichs von Hütten, der mit diesem Gedicht auf die Mark seine dichterliche Laufbahn begonnen hat, und worin es zu Anfang heißt:

„Markland, unter den Bäumen gelegen,
Lässt an Neugelt weit Gargaras Trift
hintz sich.“

Hütten lobt ziemlich allgemein im Stil der Renaissancebedeutung und wir finden in dem langen Poem vergleichsweise nach einem von ihm geschaffenen märkischen Sonderheit, die dem ehemaligen märkischen Heimatdichtungen ist es hauptsächlich die märkische Heide, die eine liebevolle dichterliche Behandlung erfährt. So wie auch diese Zeilen, die der frühere Rathenower Pastor Böwe gedichtet hat:

„Ein därtig Land und doch dem Märker herzen“

So lieb und traut, daß ihm des Südens
Schöne nur Sehnen wedt nach seiner märkischen, Heide...“

In diesem Stile könnten wir natürlich viele Dichtungen sitzen, wonach es uns jedoch nicht ankommt, denn wir wollen uns von den Dichtern, besondere Schönheiten des Brandenburgischen Landes hoffingen lassen, so wie der märkische Dichter Gustav Schüller seine mit einem Maierpinsel ein märkisches Heidebild malt:

„Einsam ein Höhnen in der märkischen Heide.“

Die Heideabgeschieden, moosig Daß!

Heute, heute, fringt holdgeimeine Freude

Was jedem Feind und aus jedem Daß.

Der süße Atem blühender Künften,

Al in den Kiefern nachbarlich zu Gast —

Das alte Strohdach, sonnenüberhüten,

Sint von dem Dach in leise Mittagskraft.“

Dieze Zeilen treffen ganz wunderbares die Eigentart der märkischen Heidelandschaft. Nur wer sich Heimat nennt, der kennt sich ganz“, sagt Eugen Tromitz in einem seiner Heideabgeschieden auf die Mark, lobt weiter die Schuhvermachten Seine, die Saatgefährte mit den sanften Hügeln und der schölichen, anpruschenden Dörfer Kraatz. Immer zwängt hier die Landshaft dem Dichter idyllische und behausliche Gedanken, wobei wir oft an die alten Märchen müssen, daß so gut wie alle typischen Dörfchen-Dichter aus dem norddeutschen Lande gekommen sind, wie Böh, Rossgarten und Reuter aus Medienburg, das in der Landshaft der Mark verwandt ist. Auch die Mark hat ihren betonten Büßflüter in Schmidt in Schmidts Dichtungskart an Bok sehr erinnert, wofür ein Goethe bekanntlich auch gehändelt wurde.

Eines der neuesten Gedichte heimatlichen Gepräges wurde von Arno Moebis, Radsleben, gedichtet, woraus wir einige Zeilen einfassen wollen. Dieses Poem trifft sehr fein die märkische Landschafts- und Volkssit:

„Brandenburg, Mutter, die du nur fang deine Kinder ernährst, Ach, wir hängen an dir, die uns mit Liebe umfängt.“

Blumen mit lieblicher Pracht und strahlenden, duftenden Farben, Schmieden, den maligen Weg, kränzen das sonnige Feld.

Einsam und sturwipig, gerzaust, verklunden noch klapprige Kiefern, Leben auf Dänen, die einst häutete der liegende Sturm, Wälder voll duffendes Kiefern beschatten die Heidekrautsleier,

Träumend am frischgrünen Rand schlimme standene Seen, heimliche Moore verloren des Abends die Rebe und Kirche, Eichbäume, knorrig und stark, sahen Jahrhunderte schon.“

Weiter ergäßt der Dichter von der märkischen Heimatzeit von den geheimnisvollen Jagdverkommenen Herbstabenden, an denen Großmutter erzählte, vom märchenhaften Märchen Winter, von Ruprecht und Boban, vom märchenhaften Frühling und seinen versteckten Herrenschlössern. Und abschließend heißt es:

„Brandenburg, unfehl Mutter, so farg, so trostig verschlossen, Arm und doch wunderbar reich, lieblich und herbe und stolz! Das dir liebend erogen die Kinder verschieden Stammes, Gang wie du uns dich enthältst, sind sie dein Ebenbild!“

Wie alle deutschen Länder zerfällt auch Brandenburg in mehrere Landschaften, deren Eigentart ebenfalls ihre Dichter gefunden hat. Um befestnetest davon sind Theodor Fontanes Gedichte geworden, wie „Heideiland“, in dem es lautet:

„Und schéne du alles, was alte Zeiten und neue an deinem Boden richten, Zeit Kaiser, drauf Eisenbahn schwant, Luther, Brüder, Hörde, Ranken, und wenn du das Land zu tun kommt der Mai, Mit der Wasser-Herrschaft ist es vorbei, Wo Sumpf und Laue längst gedreht, Ein alles in Teppich umgedreht, Ein Riesenewid, blumengestellt, Wie Weizen im Gewert.“

Das ist die leichte Bruderschaftsgeist des Havellandes in wenigen Worten und doch dichterisch unvergleichlich Eigentart! Und wenn wir in die Brügeln wandern, dann lassen wir den Brügeln-Dichter Hermann Gräebke im heimatlichen Platt sprechen:

„Wo die Elstrom geht, dorch daß das Land sich dreht, Havel, Odern, Stepenis und die Döß, So wunnerlich Heid mit Wiesen blohn, Un up satzig Weid werd seit des Dr. Wer nebt' Weitenland sic hennret, de Sand Un in' Höhnenmalde de Heide saret, Durch den Gielwald Dag un Nacht, Iud und so auf!“

Dem Brügeln-Sied lasset wir von Max Lindner eine Vorstellung der Niedermark im Platt der Niedermark folgen:

„Wat ißt für'n Sand! Böm an de Kant, Esken is mi' Holt mi' starl, um' leew oll Niedermark!“

Demnächst Brot! Brot steht der Soot;

Appell in' Goor', dat Feld voll Koorn,

Arbeit für Seiß un Hart, keen Tod in d' Niedermark!“

Dann streifen wir zur südlischen Mark hin-

in, in dem der wiebelische Markswald

natürlich die meisten dichterischen Worte tra-

fahren hat, und aus einem bekannten Spreewaldlied hören wir dieses:

„O Kleinstadt, vom Spreestrom in Silber
gefasst,
Dort drin die Sage noch herbergt als
Gast,
Ihr Wiesen, ihr Fluren vom Segen so
schwer,
Wie schmiegst um die Hütten ihr trauslich
euch her.“

Weniger dichterische Würdigungen haben die übrigen Brandenburger der Neuzeit erhalten. Zum Übertragen dächte in neuerer Zeit Joachim Lang:

„Weites, saftiges Grün!
Da und dort blint blau ein schmaler Strich,
Dörfer liegen weit und klein.
Eine Rieenglöde wölbt der Himmel sich,
Und der Wind steht stark und rein.
Und die Wollen ziehn.
Ferne hümmern blaue Wälder,
Berge schwingen sich am Rand entlang.“

Und die schlichte, tieferne Gläminglandschaft

hat der neue Glämingdichter Arthur Jacobus eingefangen:

„Herrnenrot liegt nun mein Land,
Doch oben träumt der Neuenstein.
Die Wiesen summeln ihre Tracht
Summend aus dem Nommel ein.“

So können wir mit den märtyrischen Dichtern nicht mehr wettetzen über das dichterische Landblauden, doch wohl darüber aus die Dichterbücher des alten Brandenburgischen Gedächtnis genügen. Wir fassen das gesamte Land noch einmal in dem sehr feinen Gedicht „Brandenburg“ des aus der Saale stammenden Dichters Vittorio zusammen:

„Ach, füllt euren Becher bis zum Rand;
Lüg ich hin über die Wiesen getiget.
Durke jubeln durch Meere liegen—
Bon Brandenburg aber lädt nicht die Hand.
Gehegte Stirn über glühenden Sand,
Bis harzige Stämme im Wind flammen—
Stopfesel bis zum Himmelsrand,
Sumpf und Heidefeld und Lupinen, —
Fleißige Faust an stinken Mächen—
Brandenburg, hier, auch meine Hand!“

Ein „Recept Holz zu vergulden“ und andere wichtige Mitteilungen

Vergangene alte Blätter mit festlamm Schriftzeichen, bunten Schnörkeln und Kränzen sind es, die uns in selbstner Form und Schreibart aus alten Zeiten verleihen. Das Schreiben ist noch nicht gar so lang federmanns Sage, und so findet sich, dass oft merkwürdige Beigaben von fremden und eigenen Erleben berichtet haben.

So ist ein Buch aus mit hunderden ähnlicher Art für unsere Zeit verblieben, das aus Stand und Gerümpel auf halbverwesenen Hausboden ausgegraben wurde, wo es gelagen, bis die Dezennien Jahrhunderte geworden sind.

„Anno 1782. Den 1ten September ist aus den bunten Schnörkeln des Titels zu lesen, Und es steht nach Chronik aus. Aber es ist nicht dies noch ein anderer, wenn der strenge Maßstab angelegt würde, sondern ein buntes Sammelsturium eines gelehrten Zeitgenossen, der bald mit Fleisch und Milch, bald mit sauberem Gelehrsamkeit seine Eingrungen gemacht hat. Manches ist Bekanntes, wie es oft in alten Schriften gefunden wird; aber in seiner Originalität ist es immer wieder neu. Soll es aber wirken, wie es ist, so muss es in seiner unvergänglichen Form hier präsentieren.“

Ein Recept zunächst, das die Goldmacher unterrichtet, wie sie nicht fehlern werden; sie hätten es sonst nicht unterlassen, auch aus den billigen Holz Gold zu machen.

„Das Recept Holz zu vergulden“

„Annum 2. Voth Kreide, oder auch ein mehreres, 1 Voth Aromans und reibe mit Ever Weiz, das selbiges ganz Braue werde. Hernach thine Autu Candis Bucce, reibe gehörig und rieche Ever. Wer nicht geöffnet das zu öffnen weiß, so schreibe diesen das Holz mit einem Pinzel, las es trocken werden. Wenn du nun überholen willst, so Tunka einen breiten Pinzel in Schleifmutter und streiche über diesen geöffneten Grund. Hernach lege das Gold drauf und planier selbst, so wirdt es sehr schön werden.“

Eine schwierige Künft ist ein anderes Recept dar:

„Die Kunst, das Radis zu Schiehen, das man wissen möge, wohin man schieht.“

„Annum 10. U. Hart, 1 U. Talg, zerlaß es in einen Kessel und Tunka den Stein dorein, und nimm ihn bald heraus und wirst ihn in ein Blüthen Pulver. Dies hängt und weicht sich in das Hart. Ende darnach die Blüthe darmit und verstopfe den Stein mit Tunkent, und Schieß wenn du willst, so siehst du den Stein Sarg zweie.“

„Im Jahre 1887 im Monath Januar hat der König Friedr. Wilhelm III. Bientals als Kreis-Stadt zu erernen gerufen.“

„1888. In diesem Jahre sind Geboren: 78 Knaben, 75 Töchter, dabei 15 Unheiliche, 74 Gefrorne, Vertrauet 30 Paar.“

„1889. In dem Dorte Krete, hat der Sohn seines Vater, den Königlichen Amts-Pächter, Namens Bernbach durch zwei hinten Schüsse und nachher auch dessen Haushälterin durch mehrere Halswunden ermordet.“

Die That ist eingefangen und der Mörder dem Gericht zur Untersuchung übergeben worden. Just geschadet den 20. Januar Bormittag um 10 Uhr. — Diesen Mörder ist das Urtheil gefällt, dass er von unten aufgerichtet soll werden. Hat sich aber selbst durch einen Strich im Gefängnis ermordet. So gesöhnen zu Sonnenburg den Dien. Jun.“

„1890. Vorsticht in bei aller Sache gut. Es ist vorwissenschaftlich einer Frau welche vor Oberbohmischer Kleider zu holen, um den alten Weißbarts Tag. Die Brüderpredigt zu geben, nachdem ein großer Sündenfall an sie gekommen, so das bald daraus der Sünden in Flammen geraten und schon bis zum Dachte heraus gebrennt hat. Es ist Bemerkerwerth, der Mann welcher allein zu Hause befunden den Einfall vor die Tür zu geben nach dem Wetter umzusehen und in dem er dieselbe öffnet, ist der Platz vor seiner Türe voller Feuer, durch herbeileilende Hölle wurde es bald Gesäßmarkt und war Taubmacher Jürgen Döbler.“

„1891. Im Monath April ist eine Plompe auf den neuen Friedhof geworden. Den ersten Mai ist der

Schulchirurg Sonig wegen begangener Mordthat mit dem Bell Gericht worden.“

Unter Chronist aus der Bielenziger Gegend beschäftigt sich in seinem Buche weiter mit allerhand hochwissenschaftlichen Fragen: „Wie i laufft der Mars?“ Was ist von der Sonne zu merken?“ Was soll der Jupiter für eine Wirkung haben?“ Dann berichtet er von „Gottlieben und verdienstvollen Personen“ und gibt schließlich u. a. auch noch ein Mittel gegen die Colera Morbus.“

„Sobald sich Magendränen, Herkllopse, Naselöcher oder Durchfall einfest, legt man sich Blüte, trinkt einige Tassen Bierfermung oder Fruchtsaft. Dies hilft auch gegen Schwellen beim Kopf und reibt den Magen und Bauch mit Krautemost. Hilft solches nicht,

so legt man Blutegel an.“

Sobald Schwitze kommt, muß man sich daran erholten, und die Gefahr ist vorüber sobald als Schwitze kommt.“

Dann gibt eine wahrschafte Beschreibung des grauerregenden Elends, welches die Baffers Roth in den oft und wehrreichsten Niederungen durch den diesjährigen Eisgang 1892 angerichtet.“ Diese Geschöfte sind wirklich grauenhaft an Sehen und gibt ein schreckliches Bild von einer Naturkatastrophen, deren Opfer riesengroß waren. Es ist eine große Schädigung, die eine Geschäftskunst ist und deshalb hier leider nicht näher behandelt werden kann.“

Über wie in alter Notzeit ab und zu doch der Humor durchdurchbrochen ist bei den Menschen, so hat auch unser Chronist in seinem Buche dafür geforgt, dass nicht immer nur von schlimmen Zitterereignissen der Nachwelt berichtet ist. Auch ein paar nette Scherze finden sich darin, und wers nicht glauben will, der lebt zum Abschlus und verlässt es einmal zur eigenen Schelterung, wenn er — feuerviert ist. Es handelt sich um den Ratshof

„Einer ohne Schaden brennen zu machen“, den man an Gartenseiten im Sommer vielleicht mit Rugen verwenden kann: „Nim Schweiß, übermet, gemein Dehl, reibe es durchneinander zu einer Pulpe. Befreite die Haare auf Kopf, halte das Licht dran, so giebts eine große Flamme ohne Verbiegung. Mitgeteilt von Hans Wolff-Seeloff.“

Alter Erbhof in Korsika

Es ist allgemein bekannt, daß die Wartesbrüderholzen nach so fein lange Belieben ausnahmen. Wir dachten wohl liegen, daß die Kolonistendörfer wohl kaum mehr als 200 bis 220 Jahre alt sind. Die Dörfer des mittleren Wartesbrüderholzen sind tatsächlich alle in den Jahren 1720 bis 1780 gegründet worden. Umso verwunderlicher ist es, daß es trotz dieser nicht sehr langen Zeitspanne von der Kolonisation bis heute in den einzelnen Dörfern nur sehr wenige Erbhöfe gibt, die seit der Dorfgründung noch heute im Besitz derselben Familie sind. Wenn nach dem Grund dafür gefragt wird, so darf man sicher annehmen, daß schon viele Anleiter in den ersten Jahren ihrer Einwanderung versuchten, folgen zu erwerben, die ihnen vielleicht besser geeignet erschienen. Diese Zweite haben sie es sehr schwer gehabt, die Eleganz zu rufen und den Grund dazu zu legen, was diese heute ist. Häufige Wechsel der Besitzer fällt uns in allen Grund- und Schöpfenbüchern auf. Mancher Erbhof war aber noch bis nach dem Kriege im Besitz derselben Familie, die ihn bereits seiner Zeit erworben hatte. Doch die Stürme der Zeit, die wir Gottlob mit dem Jahre 1833 überwunden haben, hat manche dieser Familien von ihrem alten Stammland entfernt.

Ein Vertrag vom 19. Oktober 1774 erwähnt der Ordensmarraker Rappoert die Entreprise Corsica und die Verpflichtung übernommen, er, 20 Familien - 17 auständische und 3 inländische - anzuführen. Nur eine Familie ist von diesen heute noch auf dem Hof, den der Eltern damals erwarb. Das zeugt von einer Heimattreue und Liebe zur Scholle - und die Familie Schent, um die es sich handelt, kann darauf hoffen, verbleibt deshalb die volle Anerkennung.

Gottfried Linke wird als einer der ersten Anliebler genannt; 1710 gekreut, starb 1806 im Alter von 96 Jahren. Er war Matzmetzher des Zimmermanns in Troppau und heiratete Anna Sophia Roos (geboren 1734, getraut 50 Jahre alt 1814). Eine Tochter übernahm 50 Morgen zur Heiratmachung. Er konnte diese schwere Arbeit um so leichter übernehmen, weil er als Zimmermann sich ohne Schwierigkeiten die Gebäude selbst errichten konnte, und weil er vor allem bei der Holzarbeit tüchtige Schilfen in seinem Sohn Friedrich Linke und seinem Schwieger Sohn Johann Friedrich Schent hatte. Die Wirtschaft wurde später geteilt. Während der Sohn 25 Morgen erhielt, taufte der Schwieger Sohn die anderen 25 Morgen am 27. 1. 1787 für 350 Taler.

Johann Friedrich Schent ist am 27. 1. 1763 geboren und am 26. 10. 1847 im Alter von 84 Jahren verstorben. Seine Tochter war Maria Dorothea Linke und starb am 3. Abend 1770 geboren und starb im Alter von 94 Jahren am 31. 3. 1865. Ihr Sohn 1826 übernahm Johann Friedrich die Wirtschaft seines Sohnes Wilhelm.

Wilhelm Schent ist am 20. 4. 1799 geboren und 81jährig am 12. 2. 1880 verstorben. Er war in erster Ehe mit Henriette Köppen, geboren 1805 und gestorben 1845, und ein zweites Mal mit Ernestine Müller verheiratet. Durch Kaufvertrag vom 13. 1. 1863 überließ er für 2400 Taler sein Erbhof seinem Sohne Johann Friedrich.

Johann Friedrich Schent ist am 24. 8. 1833 geboren und am 11. 10. 1914 im Alter von 70 Jahren verstorben. Seine Tochter war Anna Schößert, die am 31. 1. 1842 geboren wurde und am 22. 10. 1918 starb. Am 1. 6. 1907 erhielt der heutige Besitzer Otto Gustav das Eigentum.

Otto Gustav Schent ist am 21. 5. 1877 geboren und heiratete Anna Müller (geb. 22. 1. 1884).

Zum Wohle der Gemeinde sind Vertreter

der Familie Schent verbindlich täglich gewesen. Schön um 1790 wird einer als Schößertmann oft erwähnt. Johann Friedrich Schent war jahrelang Gemeindeworsteher und auch dem jetzigen Besitzer Otto Schent war die Betreuung der Gemeinde Corsika übertragen.

Es waren oft schwere Zeiten, die die Bauern durchzumachen hatten, und wir können uns denken, daß es den Schents oft sehr schwer war, sich auf dem vaterlichen Grund und Boden zu behaupten. Sie haben aber

nicht nur verstanden, den Hof zu erhalten, sondern sie konnten ihn sogar trotz vieler Schuldenlast und trotz vieler Missernten verteidigen. Für die meiste zahlreiche Kinderzahl blieb außerdem noch soviel übrig, daß sie alle gut versorgt werden konnten. Mode ihre Arbeit noch so schwer sein, es ruhte ein rechter Segen darauf. Konnten sie doch alle ein herzliches Alter erreichen, daß es ihnen dadurch vergönnt war, sich der Freude ihres Wirkens zu erfreuen.

Möge es der Familie Schent weiterhin noch bestehen sein, recht lange auf ihrem Erbhof zu verbleiben, möge das Geschlecht auch in Zukunft thilhen und gedehlen!

P-A.

Hausbetrieb, Hausfleiß und handwerkliches Schaffen in Urgroßvätertagen

Gesammelt und zusammengefaßt von Lehrer Fischer, Wormsfelde

Der Artikel „Spülwäsche und alte Bräuche“ im Titel Heimatfunds des Dorfes „Wormsfelde“, erschienen in der Nr. 4 der Heimatteilung des „General-Anzeiger“ hat viel interessante Leder gefunden, und viele sind zu erfinden, wie es in Schwäbisch ihres Angebels ihr Brot verdienten, wie sie in der Bekleidung ihrer Vorfahren befestigte Bettlaken und wie auf sich selbst angewiesen waren und wie sie werken und häufen in der Herstellung des Brotes. „Selbst ist die Mutter“ ist eine alte schwäbische Sage, welche die Mutter und ihr Kind als unsere Großmutter und Großvater. Von ihnen soll heute die Rede sein. Beginnen wir mit der Erahrung unserer Vorfahren: Sie war dentbar einfach, und immer war der Hunger ihr bester Koch. Zur ersten Frühstück gab es eine mit Mehl und Milch zubereitete „Klebefluppe“, manchmal auch „Kartoffelluppe“. Da wurde dann ein ordentliches Stück aus dem Bauernbrot hinzugefügt. Da die Artigkeit des Brotstücks sehr verschieden war, so mußte man sich entsprechend anpassen. Zum zweiten Frühstück gab es Brot und Schnaps, der selbst hergestellt wurde und ein billiges Getränk darstellte. Das Mittagbrot auf dem Brotosten war schon der drängenden Arbeit im Hof und auf dem Feld wegen ausgeschlossen ein „Unterschriften“. Bei Süßspeisen aßen unter Vorbehalt und dann geräucherter Fleisch, „Alberbeper“ genannt. Kräftige Nahrung erforderte schon die vom ersten Frühstück bis tief in die Nachtwache Arbeit. Als etwas gesund wurde und galt im Dorf der Hirten, so wurde fast gar nichts mehr gegessen. Die Hörnchen, Sackglocken, Sackglocken u. a. wurden in Braunkohlenbuchen, neuerdings aber festlichen Kreiseln durch die Fenster fliegende, bekam einen Teller voll von kleiner so feinsten, süßlichen Speise ab. - Abend für Abend gab es Sonntag ausgenommen, Kartoffelstücken. Da hand die Haushalte ihre breite, aus eigenen Händen geformte Schürze ab und bereitete sie als Tisch über den Herden Holzstühle. Die dampfenden Kartoffeln wurden aufgeschnitten, und jeder griff nun wieder zu. In der Mitte stand auf dem Tisch der große Kasten, gefüllt mit Weinlöffel oder gekochtem Kasten, und darüber eine kleine und einfache, ohne Tisch. Da dieses Spezialität, das Zuges fieserte die ganze Wirtschaft, stellte alles Erfordernisse, und der ganze Haushalt rüstete es an: Zu großen „Mollen“ (Salmaten), die auch beim Schlachten Verwendung handen und die auch heute noch vielfach im Gebrauch sind, bereitete

die Haushfrau den Brotspeck. Wurde er bereit, am Vorabend des Backtages angerührt und blieb nun über Nacht stehen, so machte die Bäuerin drei Kreuze darüber, sie schützen das Brot vor jeder Einwirkung einer bösen Magie. Ost hielten Nachbarn der Holzsparsen wegen gemeinfam; das Brot wurde dann durch Böden gekennzeichnet. Beim Einschieben des Brotes wurde ein frischer Sprich hergeholt, den niemand nur noch in seinen Anfängen erkennen konnten: „Selbst Brot ist kein Brot.“ Seit der Herre Gott ist kein Gott.“ Beim Anschneiden wurden wiederum mit dem Messer zwei Kreuze auf die Rückseite des Brotes gemacht, nie durfte es auf die falsche Seite gelegt werden, da es dann in der Mitternacht rückwärts gehen werde. Das zum Anschneiden des Brotes dienende Messer durfte nie mit der Scheide nach oben auf den Tisch legen, sonst in nächster Zeit schon ein Hausbewohner sterben müsse. So endete auch hier der Abschluß seine Rolle.

Und nun zum Schlaichen: Da scheut es nicht immer ganz human zugegangen zu sein, lauernd doch viel Geschichten aus antikschön abgedroschen und doch noch ausdrücklich Schweinen und dergleichen, die im Dorf waren. Doch mag wohl nicht jedem der schwäbischen Menschen am Schlächttag waren und sind auch heute noch ganz unbestritten die „Hausschlächter“, im Schwäbischen gebräuchte Fleißstühle des eben geschlachteten Schweins. Das Einsiedeln als Konserverierungsmöglichkeit war noch nicht bekannt, so wanderte dann das nicht zur Bürst verarbeitete Fleisch in die Bettstellen und in den Rauchgang über den Herd, um hier geräuchert zu werden. Eigene Hinterhäuser wurden erst später gebaut. Der Rauchgang findet sich in den „Bauernküchen“, die dort auch heute noch vereinzelt ist er sogar noch im Gebrauch. Der bereits erwähnte „Alberbeper“ kommt ganz vorzüglich zu den schwäbischen Erben und Bohnenerbächen. Rauchfleisch wurde auch zur trockenen Stulle gegeben. Es war überhaupt nicht immer stillschweigend Voranzeigung, daß sich auf einem reicht diesen „Kunst“ die nötige Butter oder das nötige Schmalz befand. Oft noch erzählte die Alten, daß ihnen die Mutter ein Stück trocken Brot in den Schultragen habe.

Die Butterbereitung war in ihren Anfängen natürlich recht primitiv, so daß man in einer Blasche, die immerhin sehr kräftig geschnitten wurde, das Fleisch, das darin enthalten war, mit Butter und Buttermilch geworden war. Später dann benutzte man das Stauffach, das vereinzelt auch heute noch im Dorf gebräucht wird. Aus der Buttermilch, dem Nebenprodukt der Butterbereitung, wurde oft unter den nötigen Zusätzen von Zucker Honig gekocht, auch wurde Buttermilchtau daraus.

hergestellt oder sie wurde zur Zubereitung von Buttermilchplätzchen (Puffern) genommen. In heißen Sommer waren gequälteste Kartoffeln mit Buttermilch als fröhlichem Snack dazu ein frittiert die Haushälter in der Hütte einfaches und für alle ein schmackhaftes und gehendes Mittagessen. Und der Käse wurde auch hergestellt, nicht nur der Weißkäse (Quark), sondern auch der Käse und Kämmelkäse. In einem breiten Handtuch wurde das zum Kochfeuer bestimmte Milchprodukt über Nacht zum Auslaufen aufgehängt, und am nächsten Tage dann unter Zusatz von Garbe und Sonnenlager gekocht. Der Kämmelkäse musste recht lange stehen und erst, wenn er wirklich saftig und wahnsinnig stand, wurde er gegessen.

EinenummeriwohlsofortwolligeeingefüllteFormdeshandschmiedehauswirtschaftlichenFleischesistdieBauernbereitung.Freilich,ganzausgefeinertistesnachmeinenErfahrungenimDorfenochnicht.IndenZettenerüber,dodass Altbauernreiennochnichtdurchgehendorganisiertwurde,wurdeeingefällesenesStück Vieh oft von der Hausturz selbst zu Seite verarbeitet. Freilich war dies Produkt, gemeinsam mit unseren heutigen Anprüchen an solch eine Reinigung, kaum, Hauptpflege- und Schönheitsmittel natürlich immer wohl dringend wünschlicher Natur.

Auch in unsere heutige Zeit noch vordrängende Erzeugnisse aber vollbracht der Haushalt im Innern auf die Kleinen Wiesen. Oftmals einzig und allein aus dem Hause. Der Schafzüchter, der Heidekraut nach dem und so holtweise, daß sogar heute noch Nöte und Unzufriedenheit aus Großmutter Zeiten „aufgerufen“ werden. Er wurde „Worb“ genannt. „Worbsüßen“ hießen heute noch gern empfiehlt die umherziehenden Haustiere an, doch sind diese nach allgemeinem Beugnis der Haushäuser lange nicht so gut und so haltbar wie der frühere „richtige Worb“. Verschiedene Meier Worb waren in einem alten, saltenverwendenden Ried enthalten, dessen Farbe meist rot war, unten ließ es Bierde ein manches Mal grün. „Worbsüßen“ waren die Häute des Winters, trugen die Frauen selbstgestrickte Handschuhe, die bis zum Ellenbogen reichten und ohne Fingern waren, also „Röntlinge“, oben waren sie ganz weiß. Der Pompadour als Tasche, der weiffrimpige Hut mit den vielen Federn darauf, der oben ganz eng ansteckte und unten ganz weiße Christusnerven, das große, rein mit „Kräften“ verzierte Umhangtuch, die langschäftigen Schnürstöcke, alle gehörten zum „Sonntagsstaat“ der Frau. Zur Hochzeit wurde kein Söder angelegt, es waren lange, schwarze Tücher gebräuchlich.

Immer aber wurde mit besonderem Stolz und besonders Selbstbewußtsein das Produkt eigneter Schaffens, eigenen Haustisches gelungen.

All dies steht bereits ein handwirksches Schaffen unserer Vorfahren, das die Höfe und Wohlführte, weil sie einfach darauf anwiesen waren, sich selbst zu helfen, und schließlich dann machte es ihnen auch Freude. So stolzten sie die für den Wirtschaftsbetrieb nötigen Kräfte aus auf eigenem Grund und Boden gewachsene Weideruten, selbst und besterten Schafswild geworden wurde aus, so handen sie aus Bizerneleftern die in Haub und Wirtschaft benötigten Beisen, so fertigten sie an den langen Winterabenden Steibers und Schuhwerke aus Pferdehaar, strohbedeckte Fußmatthen aus Stroh oder aus getrockneten Gräsern, so spannen und wetsten sie, so beschönigten sie ihre Schuhe selbst, so säuberten sie ihre Socken und verschlossen sie mit Leber, so strickten aus die Männer Strümpfe, weischarone aus der Schafwolle des eigenen Wirtschaftsbetriebes. Das Pferdegeschirr wurde repariert und Pferdebeden entstanden unter ihren auf jeder Arbeit gestellten Händen.

Es wäre gewiß nicht mehr zeitgemäß, ihnen dies alles abzunehmen zu wollen; denn auch der deutsche Handwerker will leben und hat seine Daseinsberechtigung. Insofern aber

wollen und sollen uns unsere Vorfahren Vorfahrt geben, das wir keine Arbeit scheuen, wenn das Leben sie von uns fordert, und wir wollen uns an den kleinen Dingen eben in praktischer Verbindung mit der Handarbeit zu beteiligen.

Das handwerkliche Schaffen unserer Vorfahren brachte oft auch Dinge mitge, die Zeugen eines über einer über ein bloßes handwerkliches können hinweggreifenden Volkskunst: So sieht in einem biesigen Bauernhaus ein ganz alter, handgeschnitzter Grohvaterstuhl, weiter

ein mit reichem Schnitzwerk verlebener Nählaufen aus Urgrömmers Tagen, eine mit Blumen bemalte alte Vase. Sie alle zeugen nicht von großer Kunst, aber sie übertragen das überaus viel Liebe und Hingabe des Schaffenden, seine Arbeit an das Werk seiner Hände. Und auch dies soll Vorbild sein und bleiben für uns gerade in unseren gegenwärtigen Tagen, in denen wir werden wollen ein neues Volk, in denen wir bauen ein neues Vaterland.

Alte Alten aus Rohrbruch erzählen

Rohrbruch „von aller Verbindung mit dem Landsberger Kreise und seinen Nachbardörfern abgeschnitten“

Das stellten die Rohrbrüder fest, als eines Tages die Brücke am kleinen Wierenhubbesen in Flammen ausgegangen war, die Verbindungswasserleitung zwischen den beiden Seiten überbrückte. In einem Schreiben an „Eine Höchstlöbliche Regierung Abteilung...“ lesen wir u. a. folgendes: „...an der westlichen Seite unseres Feldmark und zwar direkt gegenüber auf König. Dorfgrunde, wo der kleine Wierenhubbesen mit dem Großen auf einer schmalen Stelle liegt, ist die Brücke auf einer Stelle, die sieben Meter breit ist, in Brand gesetzt und gar nicht mehr zu passieren und wagen wir daher vom Histo das Bauholz, das geborsamt zu erbitten, wogegen die Gemeinde gern Handarbeiten dafür übernehmen würde. Wir tragen wegen des Bedürfnis der Brücke folgende Gründe und Wünsche vor.“

Die Höchstlöbliche Regierung hat von aller Verbindung mit dem Landsberger Kreise, zu welchem er abgeschnitten steht, noch 3 anbauern, in dem einzigen Teertal, wo man von hier aus mit Gebahn nach Landsberg durchfahren kann und muß, exzessiv für die hiesigen Erbpächter sein. Beg. und wenn der Grenznaßbach seinen Hof verläßt, sind wir abgeschnitten, abgeschnitten davon, daß wir bereits ½ Meile umfahren. Aber auch die Fußgänger, die von hier aus bis nach Rohrbrücke berufen, haben jetzt keine Verbindung mehr, seitdem sie alle menschlichen Rothäfen bei Feuergefechten, selbst wenn die Dorfensens brennen, bei schweißgewindeter ärztlicher Hülle muß alles wegen Mangels an Kommunikation unterbleiben.

Wenn nun in alten Zeiten dort stets eine Fährbrücke zur allgemeinen Pflicht war, so haben die hiesigen Geppanhalden schon lange den stillen Wunsch gehabt, der gleiche wieder vorstellen zu können und könnte dies eine einfache Brücke mit dem Geländer sein, die zum Dorfshaus des Gutsbrüder verliefen, befördert werden können. Sollte Eure Königl. Höchstlöbliche Regierung diesen schlichten Wunsch nicht genehmigen, so tritt Reitpasse noch ebenso hervor. Es müßte gemacht und mit einem niedrigen Geländer versehen werden, und auch so breit, wie die Brücke ist, da der Reiter, der einen Wallen genannten Baumwipfel über jedem, besonders bei Reitpasse, wann das Holz schwärzlich in Gesicht läuft, hinunter zu fallen und zu ertrinken.“

Um Schlüß wurde u. a. die Bitte ausgesprochen, „daß nötige Holz, und wenn der armen Gemeinde die Kosten zu hoch laufen, auch etwas Zimmerlohn anzunehmen“.

„Traurige Nachfröste“ vernichteten die Ernte darüber ist u. a. folgendes in einer Unterhängen Vorstellung der Erbpächter:

zu Rohrbruch Landsberger Kreises wegen des diesjährigen Mischnahms zu leiden, die 1844 an die Regierung gingen: „Durch die traurigen Nachfröste dieses Frühjahr und die Sommerdürre, die den ganzen Frühling lange Zeit, fast den ganzen Juni hindurch der Regen gefehlt hat und unter dürftiger Sandböden, mittin in der Erde gelegen, welcher nur schwache Ernte gebracht, sein häßlich wachsendes Getreide noch eher absterben läßt, als dies bei spätem auf fruchtigem Boden stehenden Saaten der Fall ist. Gerben, Sommerroggen, Hafer sind ganz vernichtet, Winterroggen ist mindestens um 3 Denkt erloschen. Es liegen die erstickten Sämlinge ohne Kraut und Gras auf dem Boden, das Gras ist auch zum Zertrümmern hat bedeutend geschrumpft. Da wir bei gewöhnlicher Ernte unter Ross Roth zu substanzieller und alle Gaben zu leisten, so sehen wir bei dem diesjährigen Mischnahm nicht ab, wie wir werden bis zur derselben kommenden Ernte durchfommen werden und wagen die gehörigste Bitte: Eine Königl. Höchstlöbliche Regierung möge uns, wenn es irgend möglich ist, einen Teil das von uns bei Johanna 1844, d. d. 1845 auf der Erbpachtstand, gnädig gestattet, daß wir noch einen Teil davon sofort gelesen sind und das andere eine Brütsche genommen fernwirtschaftlich. Außerdem wagen wir noch die zweite Bitte um Streuboden aus der Königl. Forst gegen eine angemessene Bezahlung vorzulegen. Da wir die Baar Schok Stroh, welche noch erinden, zum alten und dürftigen Unterhalte des Vieches brauchen und nichts davon in den Dung bringen können, so wünschen uns auch dadurch sehr gehoben werden.“

Heimatgefühl

Siehe, immer, wo die geschafften und aus welchen Stoffen und aus welcher Art, wurde die ein Stempel gegeben, der dich zieldest für alle Zeit und der dich verleiht zur Verantwortung.

Siehe, es erläutert sich der Begriff „Heimat“ in seinem letzten Grund aus den reinen Schwäbungen, die aus der Wurzel unserer Seele kommen, – und wir sollten das Wort „Heimat“ nur in großen aufzutreten, sauberer Lettera schreiben.

Werner Stange.

Inhalt:

Brandenburg. Dichterlos eines deutschen Landes von Karl Demmel.
Ein „Recht Holz zu vergauben“, aus Mitteilungen eines Böhmerwalds Chroniken. Von H. Wolff.
Alter Grab in Korista.
Haussatz, haubisch und handwerkliches Schaffen in Urgrömmers Tagen. Von Lehrer Hölzer.
Alte Alten aus Rohrbruch erzählen.
Heimatgefühl. Von W. Stange.

Schriftleitung: P. Dahm.